

5. Sonntag nach Trinitatis, 16. Juli 2017



Predigt zu Johannes 1, 35-42

Am nächsten Tag stand Johannes wieder da. Zwei von seinen Jüngern waren bei ihm. Da kam Jesus vorbei. Als Johannes ihn erblickte, sagte er: »Seht doch! Das ist das Lamm Gottes!« Die beiden Jünger hörten diese Worte und folgten Jesus.

Jesus drehte sich um. Er sah, dass sie ihm folgten, und fragte sie: »Was wollt ihr?« Sie antworteten ihm: »Rabbi« – das heißt übersetzt ›Lehrer‹ –, »wo wohnst du?« Er forderte sie auf: »Kommt und seht selbst!«

Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte. Sie blieben den ganzen Tag bei ihm. Das geschah etwa um die zehnte Stunde.

Andreas war einer von den beiden Jüngern, die Johannes gehört hatten und Jesus gefolgt waren. Andreas war der Bruder von Simon Petrus. Er traf zuerst seinen Bruder Simon und sagte zu ihm: »Wir haben den Messias gefunden« – das heißt übersetzt ›den Christus‹.

Er brachte Simon zu Jesus. Jesus schaute ihn an und sagte: »Du bist Simon, der Sohn des Johannes. Dich wird man Kephas nennen« – das bedeutet Fels.

Liebe Freunde in Christus,

Wir haben den Messias gefunden. Was für ein starker Satz. Den Messias, den Gesalbten. Den, der die Welt erneuert und den Menschen Freiheit und Frieden bedeutet. Sogar bis über den Tod hinaus. Wie übersetzen wir das für uns?

Manchmal stelle ich es mir vor, wie es wäre, wenn Jesus heute wiederkäme. Wenn er plötzlich hier in Büsum auftauchte. Einfach so. Aus heiterem Himmel. Vielleicht würden wir dann denken: Was ist das denn für eine merkwürdige Type.

Plötzlich stünde er da bei den Wasserspielen vor dem Rathaus. Du siehst ihn da stehen. Er muss gerade erst aufgetaucht sein. Alles an ihm strahlt. Du schaust ihn fasziniert an. Da setzt sich eine Taube auf seine Schulter. Keine Möwe. Eine Taube. Einfach so. Ganz leicht lässt sie sich nieder.

Jeder normale Mensch würde sie wegscheuchen, aber er lässt sie sitzen. Als gehörten der Mann und die Taube zusammen. Es sieht aus, als würde sie ihm etwas ins Ohr flüstern.

Tolles Bild, denkst du, und wühlst in deiner Tasche nach dem Smartphone. Du willst ein Foto machen, aber als du hinguckst, sind sie weg. Der Mann und die Taube. Die Taube, was war das noch mal für ein Symbol? - Schade, denkst du. „Den Mann hätte ich jetzt eigentlich gern kennengelernt.“

Dann taucht er wieder auf. Die Leute haben sich schon gefragt, wo er hin ist. Ob er wohl wieder kommt. Denn irgendwie wird man in seiner Nähe das Gefühl nicht los, dass er eine Menge über dich weiß. Obwohl er gar nicht viel redet. Beim Fischhändler in der Alleestraße hat man am Tresen mit ihm mal ein paar Worte gewechselt. Mehr aber auch nicht.

An der Badestelle in Warwerort triffst du ihn wieder. Müde und abgekämpft sitzt du auf der Bank. Dass mit dieser Sonntagsfahrradtour war eine blöde Idee. Hättest du dir gleich denken können, bei diesem Wind.

Da entdeckst du den Typ vom Rathauspark wieder. Nur dieses Mal ohne Taube. Du willst schon „Moin“ sagen, aber da fällt dir ein, dass der dich ja gar nicht kennt. Aber er bemerkt dich und lächelt dich an, dass dir beinahe das Herz stehen bleibt. Noch bevor du überlegen kannst, was du jetzt sagen sollst, setzt er sich neben dich: „Moin. Na, was willst du?“ - „Moin.“ Dann weißt du nicht weiter. Du weißt, du bist nicht gut in solchen Sachen, nicht mutig genug.

Deine Freunde würden jetzt zwar sagen, dass das nicht stimmt. „Wieso? Du traust dich doch ganz allein in den Flieger zu steigen und abzudüsen ins nächste Großstadtabenteuer ohne irgendjemandem einen Ton zu sagen. Du pumpst dir ständig Geld ohne auch nur mit der Wimper zu zucken und ein schlechtes Gewissen zu haben. Du traust dich sogar vor wichtigen Leuten eine dicke Lippe zu riskieren.“ Das würden sie jetzt sagen. Und noch tausend andere Dinge.

Ja, das wohl. Aber mit einem zu reden, den du so richtig interessant findest und der nur eine Armlänge entfernt von dir sitzt, das traust du dich nicht. Dir fällt nichts ein. Weiter kommst du nicht mit deinen Gedanken. Höchstens: „Wo wohnst du?“

„Komm mit. Ich zeig’s dir“, sagt der Mann. - Meint er das ernst? Du versuchst seinen Blick zu erforschen. Er meint das wirklich ernst.

„Und das wäre?“ – „Ich zeig dir, wonach du suchst.“

Woher weiß der Typ wonach ich suche, denkst du dir. Du bist im besten Alter wie du findest. Und du hast auch schon Einiges erlebt. Du bist durch die Wüste mit dem Bike gefahren. Hast ein paar Festivals in Wacken mitgenommen. Warst auf dem Open-Air-Konzert hier auf der Wattribüne mit deiner Klicke. Abtanzen. Bist gerade dabei auszuprobieren vegan zu leben. Du hast Freunde. Echt gute Leute. Würdest gern mal nach Paris. Oder nach New York. Das steht auf deiner Liste. Alle schwärmen davon, wie toll es da ist. Vielleicht nicht mehr so viel arbeiten, ein bisschen mehr Freiheit, das wär’s.

„Wie meinst du das?“ – „Wer echt lebt, hat immer eine Heimat. Der braucht keinen Ersatz. Keine Schlösser, keine fetten Autos. Der braucht keinen Wellnessurlaub, keine Weltreisen und keine Wie-kriege-ich-mein-Leben-in-den-Griff-Ratgeber. Der lebt. Das reicht.“

Wenn du eines nicht magst, dann ist das dieses Esoterikerede. Das Wahre, das Echte, das Ganze, die Erfüllung, die Erlösung. Was, bitte, soll das sein? - Sagst du aber nicht, denkst es nur.

Du willst ihm erklären, dass du eigentlich nicht so bist. Dieses Geifern nach dem großen Glück. Dass du dir doch ganz genau das wünschst, echtes Leben. Mit deiner Familie. Einer wahren Liebe. Keinen Streit. Keinen Ärger. Du hast schon so oft darüber nachgedacht.

„Ich habe nächtelang Ratgeberseiten im Netz gelesen. War sogar auf einem Workshop in Hamburg dafür. Aber es nützt nichts. Irgendwas mache ich falsch.“

„Ich glaube nicht, dass es um Richtig oder Falsch geht. Wenn man versucht, alles richtig zu machen, ist es schwer wahrhaftig zu sein.“ Der Typ steht auf, lächelt und sagt: „Wir sehen uns.“ Dann ist er weg.

„Na, toll. Und jetzt...“, denkst du.

Heimat zu haben in einem echten Leben, was soll das eigentlich sein? Ist das hier jetzt echt? Echt, das ist ja in der Regel was Wertvolles.

Was ist wertvoll in meinem Leben? Vielleicht die Tasse Kaffee am Morgen, bei der dich noch keiner nervt. Dein Smartphone, weil die Tasten genau den richtigen Ton beim Tippen haben. Dein Bett.

- Mehr nicht? Ist es das, was dieser Typ meint?

Da fällt dir ein, wie du als fünfjähriges Kind im Sandkasten saßest und Kuchen gebacken hast mit diesen bunten Förmchen. Kleine Steine waren Schokostücke. Mit Butterblumen wurden die kleinen Torten verziert. Und dann hast du reingebissen, natürlich nicht echt. Und du hast Mama oder Papa oder Oma von deinem Kuchen angeboten. Und sie haben mitgemacht. Hmmm, ist der lecker. Und nie wärst du da auf die Idee gekommen, enttäuscht zu sein, weil es kein echter Kuchen ist. Er war ja echt. Nur anders. Du warst davon beseelt. Das hat dich glücklich gemacht. Du merkst, wie sich dein Herz nach diesem alten Kindheitsgefühl ausstreckt. - Und du radelst ganz glücklich zurück Richtung Büsum.

Ein paar Tage später kommst du wieder in den Bürgerpark. Eine Frau steht vor dir. Herzlich willkommen, sagt sie und deutet in die Runde. Die Leute sitzen auf den Bänken, haben sich sogar die Stühle Bäcker hergeholt. Bestimmt siebzig oder achtzig Leute. Oder vielleicht sogar noch mehr?

Da entdeckst du den Mann von der Badestelle wieder. Willst hinüber gehen, traust dich aber doch nicht. Der kann ja nicht jeden einzelnen begrüßen. Immer mehr strömen auf den Platz. Es wird ganz still. Die Stille ist fast ohrenbetäubend. Muss jetzt ausgerechnet die Turmuhr von St. Clemens schlagen, denkst du noch, als der Typ anfängt zu reden: „Eine Heimat zu haben, heißt, sich von dem Leben lösen zu können, das man geplant hat, damit man das Leben findet, das auf einen wartet.“

Du fängst gerade an darüber nachzudenken, ob das stimmt, da ruft einer: Was heißt das denn schon, Heimat?“ – „Gott nah zu sein. Das ist Heimat.“ Du weißt nicht. Das sagt sich so leicht. „Meistens“, fährt der Mann fort, „stellen wir uns doch vor, dass wir hier sind und Gott ganz weit weg. Es ist aber genau umgekehrt: Gott ist hier und wir sind ganz weit weg. Gott wartet.“ – „Wo?“, ruft eine Frau. „In deinem eigenen Herz. Wer zu sich kommt, kommt an Gott nicht vorbei.“ – „Das ist doch nur seichtes Gequatsche! Wir müssen die Welt verändern. Es läuft so viel schief. Guck dir doch die Reportagen an, wo sie massenhaft die Menschen einschüchtern, angreifen, töten, weil die angeblich den falschen Gott haben. Super, die haben nun keine Heimat mehr. Oder hilft es etwa jetzt der türkischen Opposition, die darum bangen müssen, dass man sie nie wieder aus dem Gefängnis lässt, wenn du hier auf dein Herz hörst? Und Büsum bekommt auch nicht mehr bezahlbare Wohnungen davon. Wir müssen handeln, nicht fühlen!“

Der Mann lächelt ein wenig. „Hast du je davon gehört“, fragt er, „dass es etwas nützt, wenn man über einen kaputten Motor eine neue Karosserie baut? Das Auto wird trotzdem nicht wieder fahren. Oder anderes Beispiel: Nützt es etwa, ein Update auf ein völlig veraltetes Betriebssystem zu spielen? – Wir müssen von vorn anfangen. Und welcher Anfang liegt näher als du selbst?“ Ein Raunen geht durch die Reihen.

Und was macht dieser Mann dann? Er steht auf und geht. Einfach so. Er macht das oft. Geht weg, erklärt sich nicht, und irgendwann taucht er wieder auf.

Wenn er da ist, ist es so, als ob er alles aufnimmt. In sich aufnimmt. Die ganze Welt. Du kennst auch andere Menschen, die sind genauso wie dieser Typ. Für andere da. Aber sie sind es auf eine so demonstrative Weise. Ein vorwurfsvoller Unterton schwingt dann bei ihnen immer mit, wie

eine überfürsorgliche Mutter sind sie dabei, die sagt: Das tue ich alles nur für dich, und sie tut es doch nur für sich selbst.

So ist dieser Mann nicht. Man könnte sagen: Er ist in allem ganz. Ganz da, wenn er redet, isst, lacht. Selbst wenn er wütend wird oder müde ist. Und wenn er weggeht, dann geht er ganz. Er zieht sich ganz zurück, nie ein bisschen.

Und doch – in dem Moment ist es dann nie wie vorher. Das merkst du, und die anderen merken auch. Du bist beeindruckt. Als ob der Typ ein Siegel in dein Herz oder in deine Gedanken gedrückt hat. Oder was auch immer.

Nach und nach brechen die Leute auf. Welche reden noch miteinander. Du stehst auch auf. Als du um die St. Clemens-Kirche herumgehst, siehst du ihn dort sitzen. Du gehst zu ihm, er sitzt auf der Bank neben der Hochzeitstür.

„Was tust du?“ – „Ich bete.“ – „Wie geht das?“ – „Ich setze mich zu Gott.“ – „Hier? Und dann?“ Du überlegst, wie man das macht. „Redet ihr?“ Eigentlich eine komische Frage, denkst du.

„Wenig. Ich höre. Den Wind um die Kirche. Den Schrei einer Möwe. Ich habe deine Schritte gehört. Mein Herz höre ich. Manchmal knacken auch die Steine. „Bittest du Gott um etwas?“ „Manchmal. Ich glaube, Gott weiß, was ich brauche. Aber manchmal tut es gut, es auszusprechen.“

„Verrätst du mir dein Gebet?“ – Der Mann überlegt.

„Mein Gott, mein Vater, du träumst von deiner Welt. Ich träume mit dir. Ich tue alles dafür, dass sie Wirklichkeit wird. Mach mich satt. Verzeih mir meine Schwäche und hilf mir zu verzeihen. Mach mich frei. Meinen Geist. Mein Herz. Mein Leben. Ich gehöre dir und du gehörst mir. Ich bin bei dir zuhause. Immer und ewig soll es sein. – Amen.“ – Klingt wie eine Liebeserklärung, denkst du dir dann.

Liebe Freunde in Christus, so stelle ich es mir manchmal vor. So könnte es sein, wenn Jesus heute wiederkäme. So könnte es gehen, wenn er plötzlich hier in Büsum auftauchte. Wenn sich Gottes Geist mit ihm breitmachte.

Und schon diese Vorstellung reicht, um so zu tun als ob. Weil es sich um unser Leben dreht. Wir tragen doch auch etwas von dieser Liebeserklärung in uns. Wir könnten doch so tun als ob wir Leute wären, die leben, wie sie wirklich leben wollen. Die ihre Heimat bei Gott gefunden haben. Und dass wir dabei anfangen, auf unser Herz zu hören. Darauf zu bauen, felsenfest zu bauen, das nämlich macht klar und gerade und aufrecht. Nicht dabei nicht etwa das Unangenehme ausblenden. Eher ein Leben dagegensetzen, das echt ist. Und zwar so, als ob alles auf einem guten Weg wäre.

Und obwohl wir hier alle absolut unterschiedlich sind, könnten wir uns ja mal mehr dabei zutrauen als immer nur aus schlechtem Gewissen zu handeln. Vielleicht fühlt es sich dann sogar irgendwie nach Zuhause an. Dieses Leben hier. So stelle ich mir das vor. Der Geist Jesu Christi unter uns. Durch ihn Gottes Geist mit uns. Das hat dann vielleicht schon etwas von der ganz großen Freiheit. Und die dann auch noch kommt. Amen.

Inspiziert durch diese Literatur: Susanne Niemeyer, Matthias Lemme, Große Freiheit, Die Geschichte des Wasserwandlers, München 2016.

© IBri. Es gilt das gesprochene Wort.